

Heinrich Härke

„A young (wo)man’s game?“ – Skeptische Beobachtungen aus dem theoretischen Ruhestand

Theoretischer Ruhestand oder Theorie-Ruhestand? Bei mir gilt in mancher Hinsicht beides. Ich bin theoretisch im Ruhestand, mache aber so viel Archäologie wie vorher (oder sogar mehr, wenn man berücksichtigt, dass der zeitfressende Papierkram weitgehend weggefallen ist). Im Theorie-Ruhestand befinde ich mich insofern, als meine aktive Beschäftigung mit Meta-Theorien im Moment ruht und dies möglicherweise länger anhalten wird. Als ich zu einem Beitrag für diese Aufsatzsammlung eingeladen wurde, hatte ich deswegen zunächst abgesagt mit der Begründung, Theorie sei „a young (wo)man’s game“ – und finde mich jetzt in der Situation, dass ich dieses Bauchgefühl begründen sollte.

Alter kann natürlich bei intellektuellen Leistungen durchaus eine Rolle spielen, wenn auch mit individuellen und fachlichen Unterschieden. Es ist schon lange bekannt, dass Mathematiker in der Regel ihre besten Leistungen im jungen Erwachsenenalter erbringen. Die These, dass nun die Beschäftigung mit archäologischer Theorie gewisse Parallelen dazu aufweisen könnte, mag zunächst überraschend sein, ist aber kaum gewagt angesichts der in beiden Bereichen notwendigen hohen Abstraktionsfähigkeit.

Ein weiterer Aspekt, der nicht unterschätzt werden sollte, ist die Begeisterungsfähigkeit für Neuerungen, die nun mal eher typisch für jüngere Jahrgänge ist. Zwar ist nicht jede Theorie neu oder gar revolutionär, aber es fällt doch auf, dass Paradigmenwechsel in unserem Fach (und sicher auch in anderen Fächern) jeweils vom wissenschaftlichen Nachwuchs betrieben wurden, nicht etwa von den mehr oder weniger etablierten Älteren. Hier hat sicher nicht nur das Alter, sondern jeweils auch der Konkurrenzkampf um den Aufstieg in der Fachhierarchie eine Rolle gespielt, aber die Paradigmenwechsel wären ja kaum erfolgreich gewesen, wenn die Älteren intellektuell überzeugende Gegenargumente hätten vorbringen können.

Hinzu kommt, dass die Abwesenheit von Erfahrung möglicherweise sogar hilfreich bei mancher Beschäftigung mit der Theorie sein könnte, auch wenn dies erst einmal zynisch klingen mag. Aber zunehmende Erfahrungen mit den Komplexitäten der archäologischen Daten sowie langfristige Beobachtungen der gelegentlich schon auffallend zyklischen Natur theoretischer Modeströmungen wirken nun mal bremsend auf die Bereitschaft, sich neuen (oder vermeintlich neuen) Perspektiven zu öffnen. Nur ein Beispiel: Warum sollte ich meine kostbare Zeit, die man im höheren Alter nachdrücklicher als solche empfindet, darauf verwenden, mich detailliert mit den Konzepten von ‚personhood‘ und ‚dividual identity‘ in der Gräberarchäologie auseinanderzusetzen, wenn ich das Gefühl nicht loswerden kann, dass mir etwas höchst Ähnliches schon mal als ‚role theory‘ in der Sozialanthropologie der späten 1960er Jahre begegnet ist?

Zur Abwesenheit von Erfahrung kommt als ‚erleichterndes‘ Moment der (relativen) Jugend der Mangel, oder zumindest die geringere Zahl, an sozialen Bindungen im Fach, und damit die geringere Notwendigkeit, auf Gefühle oder auch Abhängigkeiten Rücksicht nehmen zu müssen, wenn es darum geht, als wahr und wichtig empfundene Sachverhalte klar an- und auszusprechen. Ich entsinne mich einer Situation während einer Konferenz auf Öland, wo ich der jüngste Teilnehmer war (was dieser Konferenz auch eine relative Datierung gibt) und wo ich gerade meine vernichtende Kritik an den bisherigen Grundannahmen der sozialen Gräberanalyse vorgetragen hatte. In der Pause danach saßen wir auf dem Rasen unter blühenden Obstbäumen, und eine der wirklich reizenden älteren Damen der skandinavischen Archäologie setzte sich neben mich und sagte, in Hörweite weiterer skandinavischer Damen (und es ist sicher auch signifikant, dass ich mich in diesem Zusammenhang eher an die peinlich berührten Damen als an die anderen Teilnehmer erinnere), mit einem hörbaren Seufzer: „Ach, Heinrich, you have given everybody a depression“. Und es war mir in dem Moment sofort klar, dass sie das genau so meinte, denn dies war eine Konferenz von Gräberspezialisten über die Auswertung von Gräbern auf Öland – und ich hatte ihnen ja soeben mit damals noch jugendlichem Schwung und im Bewusstsein der Wahrheitsverkündung gesagt: „Was Ihr gemacht habt und was Ihr immer noch macht, ist falsch.“ Ob ich das heute, wo ich vielen dieser skandinavischen Kolleginnen und Kollegen in Freundschaft verbunden bin, noch mal so sagen würde? Wohl zumindest nicht in dieser Form – und damit würde meine Aussage vieles von ihrer notwendigen Schärfe und Klarheit verlieren.

Besonders aber würde ich aus eigener Erfahrung sagen, dass der Bedarf an bestimmten Arten von Theorie sich im Verlauf der Tätigkeit im Fach – und damit über den Verlauf des Berufslebens – verschieben dürfte. Als jüngerer Archäologe habe ich, wie andere auch, nach allgemeiner Orientierung im Fach (und gleichzeitig wohl auch in der Welt) gesucht. Ich wollte meinen eigenen Platz und meine eigenen Perspektiven finden und bin damals einigermaßen tief in die prozessuale/postprozessuale Debatte und in Fragen der politischen und ideologischen Einflüsse auf unser Fach eingestiegen. Als fortgeschrittener Archäologe (oder meinethalben auch nur im fortgeschrittenen Alter) möchte ich den Fundus an allgemeiner Theorie, den ich mir erarbeitet habe, in der praktischen Arbeit umsetzen – und dafür brauche ich keine Meta-Theorien, sondern ‚middle range theories‘, die mir erlauben, in meinen gegenwärtigen Projekten die Daten, Funde und Befunde zu deuten und in den weiteren Kontext einzuordnen. In anderen Worten: Die akkumulierte Zeit- und Arbeitsinvestition in meine Projekte engt mich jetzt ein in der Wahl der Theorie, mit der ich mich befassen kann und muss, wenn ich in der mir zur Verfügung stehenden Zeit Archäologie – und eben nicht nur davon losgelöste Theorie – betreiben will.

Schließlich und endlich schreckt mich das Beispiel von Archäologen, die Zeit ihres Lebens auf jeden gerade abfahrenden Theorie-Zug aufgesprungen sind, auch wenn dieser in die entgegengesetzte Richtung abfuhr, oder auch das von Archäologen in fortgeschrittenem Alter, die sich der übernächsten Generation mit explizitem Bezug auf ihre langjährige Erfahrung als Theorie-Gurus andienten. Namensnennungen will ich mir hier verknäueln – wer solche Beispiele nicht kennt, hat noch nicht genug Theorie gelesen. In ganz so fortgeschrittenem Alter bin ich vielleicht noch nicht, aber in

diese Situation will ich gar nicht erst kommen. Indirekt bestätigt fühle ich mich in meiner skeptischen Haltung durch Günter Smolla, einen der äußerst wenigen deutschen Theorie-Gurus für meine Studentengeneration. Als ich ihn einige Zeit nach seiner Emeritierung zu Hause besuchte und aufforderte, doch bitte weiter über Theoriefragen zu arbeiten und zu publizieren, antwortete er, dass es ihm jetzt wichtiger sei, das zurückkehrende biographische Gedächtnis zu nutzen und Aufzeichnungen über sein Leben zu machen.

Soviel zur These „a young (wo)man's game“. Es gab noch einen anderen Grund, warum ich nicht hatte teilnehmen wollen: Der Titel „Die Zukunft der Theorie“ hatte mich abgeschreckt. Prognosen sind generell beliebt, aber notorisch unzuverlässig, und auch ‚einfache‘ Wunschvorstellungen liegen oft furchtbar neben (oder auch hinter) der Realität. Spätestens seit Malthus' Voraussage von 1894, dass die Londoner Straßen im Jahre 1950 unter neun Fuß Pferdemit begraben sein werden, wissen wir, wo das grundsätzliche Problem von Prognosen liegt: in der notwendigen Extrapolation von gegenwärtigen Zuständen unter Zugrundelegung *gegenwärtig bekannter* bzw. messbarer Entwicklungsbedingungen. Die Folge der Unmöglichkeit, noch unbekannte Bedingungen der Zukunft in Rechnung zu stellen, hat zu Prognosen geführt, denen zufolge wir seit nunmehr einem Jahrzehnt kein Erdöl, Erdgas und Kupfer mehr hätten (Club of Rome 1972), dafür aber seit 1994 eine permanente Mondstation haben sollten (Arthur C. Clarke 1968) – und dies waren die ‚leichten‘, weil naturwissenschaftlich und technisch basierten Prognosen. Soziale und kulturelle Entwicklungen sind noch viel schwerer vorherzusagen, und daher sind die großen Entwicklungsrichtungen der archäologischen Theorie eigentlich auch immer nur im Rückblick erklärbar gewesen und somit nur retrospektiv ‚vorhersehbar‘.

Beispiele dafür sind in der Archäologie das Erscheinen der modernistischen, anti-historischen New Archaeology („processualist archaeology“), die postmoderne Reaktion darauf („post-processualist archaeology“) mit ihrem geradezu chaotischen Auffächern in zahlreiche Unterströmungen, die zumindest anfangs mysteriöse Popularität von Ideen aus der Frankfurter Schule und der französischen Philosophie und Soziologie und schließlich der nicht minder mysteriöse ‚material turn‘ der letzten etwa zwanzig Jahre (bzw. der letzten zehn Jahre in Deutschland). Das Aufgreifen spezieller Themen wäre dagegen deutlich leichter bereits von Zeitgenossen aus dem gegenwärtigen Kontext heraus erklärbar gewesen, was allerdings keine Prognose gewesen wäre und ohnehin auch offenbar selten passiert ist. Naheliegende Beispiele sind hier die Ringwallforschung im Kaiserreich, die Rassenforschung im Dritten Reich und die Umweltarchäologie in der Bonner Republik. Was wäre denn das Pendant des archäologischen Modethemas in der gegenwärtigen Berliner Republik? Da wird jeder seine eigene Meinung zu haben, Übereinstimmung wird sich wahrscheinlich erst wieder im Rückblick ergeben.

Das Aufnehmen von externen Anregungen in unserem Fach, das dieser Anregungen mangels einer unabhängigen und eigenständigen archäologischen Theorieentwicklung bedarf (hier ohne Wertung einfach nur festgestellt), ist historisch kontingent und von zu vielen Faktoren abhängig, als dass es vorhersehbar wäre, was ja auch für Mode, Kunst-richtungen, Literaturstile etc. gilt. Auch wenn dies unfreundlich klingen mag, würde ich den Wert des hier unternommenen Theorieprojektes für eine Richtungsbestimmung der deutschen Theorie unseres Faches als begrenzt ansehen: Wie alle Zukunftsforschungen

liegt sein Aussagewert eher darin, Zustände der Gegenwart zu reflektieren (wie ja auch die Beschäftigung mit der Vergangenheit nicht selten mehr über die Gegenwart der Archäologen und Historiker als über die von ihnen erforschte Vergangenheit aussagt) – aber das ist ja auch schon höchst nützlich, nur sollte man sich über die Art des Nutzens eben im Klaren sein.

Heinrich Härke

Abteilung Archäologie des Mittelalters, Institut für Ur- und Frühgeschichte, Universität Tübingen, Schloss Hohentübingen, D-72070 Tübingen
heinrich.haerke@uni-tuebingen.de